

# Aus einem Kinderleben

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576289>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lauf führt, Bewegung und Leben ins Bild zu bringen. Es ist eine ehrliche Landschaftsmalerei. Seine Arbeit wie „Schlagschatten“ kann das trefflich belegen. In seinem Streben nach starker Farbigkeit ist Lind noch nicht durchgehend glücklich.

Aber er ist jung genug, um sich noch abzuklären, und er hat sich bis jetzt so wacker und energievoll emporgearbeitet, daß uns für seine Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung nicht bange zu sein braucht. H. T.

## Aus einem Kinderleben.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

Die kleine Meta fürchtet sich in dem Hause. Sie hat den Papa den ganzen Tag nicht gesehen, nicht vor der Schule, nicht nachher. Und als sie an seine Tür geklopft, da hat er nicht aufgemacht, und auf ihr Rufen hat er keine Antwort gegeben, und es ist doch jemand im Zimmer; es ist dem Kinde, als dränge ein dumpfes Schluchzen aus dem verschlossenen Raum. „Weinst du, Papa?“

Als keine Antwort kommt, ist Meta zitternd von der Schwelle geschlichen, hin zu dem Bettchen des kleinen Rudi. Aber der schläft süß und friedsam fest und

merkt nichts von der drückenden Traurigkeit, die mit leisen unheimlichen Sohlen durchs Haus huscht und niederkauert in jedem Winkel der freundlichen Wohnung. Meta wird immer wirrer und angstvoller zu Mut. Wenn ihr nur wer sagen könnte, warum das Haus so leer, warum ihr so bang, warum der Vater weint und sein klein Mädchen nicht zu sich einläßt!

Aber da ist niemand.

Wenn doch nur die Mama da wäre! Meta wird plötzlich von einer großen, wilden Sehnsucht ergriffen, die kleinen runden Arme um der Mutter Hals zu schlingen, ihr glühend Köpfcchen an ihrer Brust zu bergen.

Die Mama sollte doch endlich wieder da sein!

Schon seit acht Tagen hat der Papa täglich auf Metas ungeduldiges Fragen erwidert: „Bald, Kind, bald, vielleicht schon morgen! Die Tanten in der großen Stadt haben die Mama eben auch lieb.“

Und Meta ist allabendlich der Post entgegenelaufen, bis weit auf die Höhe, wo die Landstraße sich ebener durch das tannenbewachsene, bachdurchmurmelte Talgelande windet, und hat angestrengt geschaut und gespannt gewartet und hat von Zeit zu Zeit das kleine Ohr auf die harte, weißstaubige Landstraße gelegt, um vielleicht vor dem Erblicken der Kutsche das Getrampel der Pferdehufe in der feinen Bodenerschütterung zu verspüren. Sie hat von weitem gewinkt, wenn der Postwagen in Sicht kam, und ist erschauernd und enttäuscht nach Hause gefehrt, wenn die gelbe Kutsche schon lange über das holprige Pflaster des kleinen Städtchens gerumpelt, und hat sich über das Bettchen des kleinen Bruders geneigt: „Sie ist noch immer nicht zurückgekommen, Rudi!“

„Ob wohl Tante Marie etwas von der Mutter weiß?“ grübelt Meta. „Die hat vielleicht einen Brief, die ist ja Mamas liebe Freundin!“

Als Meta an der Küchentür vorbeikommt, führt Mina gerade die grobe blaue Schürze an die Augen und seufzt vor sich hin: „Ne, is et möglich! Wer hätte dat von der Frau jedacht, so jut wie sie war un nie schro zu einem!“

„Was denn nur?“ denkt Meta und waagt vor lauter Bangigkeit doch kaum zu fragen: „Was hast du denn, Mina, was ist nur?“

Mina setzt mit einem schweren Ruck die Petroleumkanne nieder, die sie gerade im Laden hat füllen lassen:

„Ne, Metachen, dat kann ich dir wahrhaftig nich sagen, dat bring ich nich übert Herz, du arm Dierchen, du klein verlassen Stümpchen!“ Mina schneuzt sich die Nase und setzt dann energischer hinzu: „Et jeht mich ja auch jarnix an; aber et wird wohl so fein, wenn et auch weiß Zelt ene schwere Sünde is. Aber so kleine



Jris. Nach dem Temperabild von Ernst Lind. Bern.  
(Korr. Jg. u. S. 207, Zürich.)

Mädchen wie du verstehen so wat noch nich, un dat is auch jut so. Et soll in dem Brief jestanden haben, den der Herr heut früh oder jestern abend jekriegt hat. Ich mein doch so, ich hätt et jeführt, dat et en Unslück jibt...“

Meta ist durch Minas Reden nicht klüger geworden, wohl aber verwirrter. Sie schüttelt verlegen das Köpfchen, wagt nicht weiter zu fragen, und als Mina jetzt mit neuem schwerem Seufzen sich an die Arbeit begibt, beeilt sich Meta, das Haus zu verlassen.

Sie läuft durch die lange Hauptstraße des kleinen Städtchens; die Frühlingssonne flimmert warm auf den grauen Pflastersteinen. Die Faulbäume in den vereinzeltten Häusergärten, deren moos- und löwenzahnbedeckte Mauern die Straße begrenzen, duften in herber Würzigkeit.

Einmal hört Meta, wie eine Frau zu einer andern sagt: „Sieh ens, da läuft et, Karl Webers Metachen! Dat arme Kind! Un der arme kleine Junge! Wie alt mach he doch wohl sein? Wart ens: vorig Jahr im Mai is unser Huldachen jeboren, jo, dann wird dat wohl stimmen, dann wird dat Jüngelchen jek auch en Jahr oder so erum sein. Ne, wie kann me 't nur übert Herz bringen! Zwei so kleine Würmcher! Dat Wichen da is auch nich mehr als en Jahrer achte oder so... Aber die hatte en paar Augen im Kopf! Dat sah me der schon an; dat war ene Sirene, oder wie me dat nennt; im Blättchen war ens sone Jeschichte... Dat Bieft!“

„Jo, ich hab et auch immer jesagt,“ nickt die andere. Meta läuft weiter, drängt trotz aller herzklopfenden Begier fort aus der Hörweite der Frauen.

Wenn sie nur erst bei Tante Marie ist, wenn sie nur erst die Arme um deren Hals und den wüsten Kopf an deren liebewarmes Herz betten kann!

Nun stolpert Meta die große steinerne Treppe zu Tante Mariens Haus hinan.

Nun ist sie im Kinderzimmer.

„Wo ist die Tante?“ fragt sie Fritz und Mariechen.

„Im Schlafzimmer,“ sagen die beiden Kinder und schauen Meta groß und neugierig und ein wenig verlegen, unsicher an. „Deine Tante Malchen ist bei ihr,“



**Dunkle Rosen.** Nach dem Gemälde von Ernst Linck, Bern (Phot. Ph. & C. Linck, Zürich).

fügen sie hastig hinzu, als Meta schnell die Klinke zur Schlafzimmertür niederdrücken will. „Tante Malchen?“ murmelt das Kind in müder, schmerzlicher Enttäuschung.

„Und Mama ist krank,“ fährt Mariechen wichtig und altklug fort und schaut die kleine Meta immer forschender und neugieriger an, so, als wäre das Kind von gestern auf heute etwas Besonderes, Außergewöhnliches geworden. „Weißt du, es ist wegen deiner Mama, da hat sie die häßlichen Kopfschmerzen bekommen...“ Und kindergrausam fügt sie hinzu: „Es darf niemand zu unserer Mama.“

Seit Meta weiß, daß Tante Malchen da drinnen, hat sie auch gar nicht den Wunsch mehr, die Schlafzimmertür zu öffnen.

Sie nähert das Ohr dem Schlüsselloch: „Seid still!“ bittet sie die Kinder. Meta weiß, daß es häßlich ist zu horchen; aber sie kann nicht anders. Sie muß so oder so wissen, was sich ereignet hat. Die Spannung ihrer kleinen ahnungsschweren Seele ist zu groß geworden.

„Bitte, seid doch still!“ raunt sie jetzt in flehender Erregtheit den spielenden Kindern zu. „Ich muß doch hören, was die da drinnen sagen . . . Wirklich, ich muß.“

Da spielen die lebhaften Kinder leiser.

Meta legt sich jetzt flach auf den Boden und bringt das kleine rostige Ohr ganz dicht an die Türriße; sie hat erspäht, daß der Spalt da unten breiter ist.

Vielleicht, daß sie so besser hören kann!

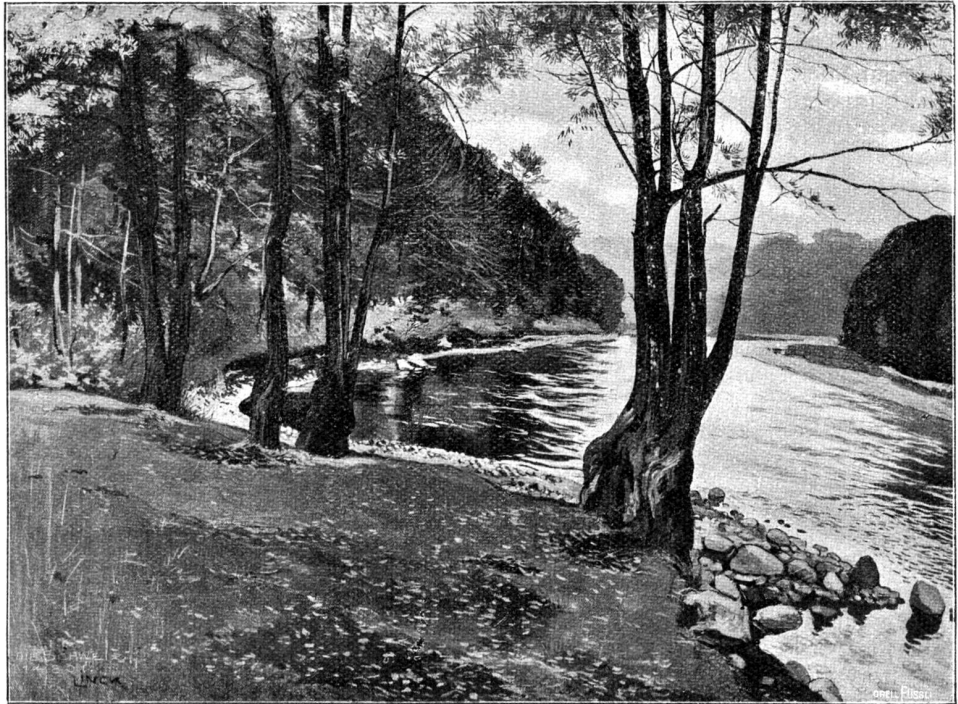
Auf dem feinen lieblichen Gesichtchen liegt ein gespanntes Lauschen, das der holden Kindlichkeit der Züge einen eigentümlich alten Ausdruck gibt.

Und wie das Kind so still und horchend auf der Schwelle liegt, wird das schmerzliche Verstörtsein, der Schrecken in den blauen dunkeln Augen tiefer.

Fritz und Mariechen schauen in halb beklommener, halb mitleidiger Ueberlegenheit nieder auf das kleine Mädchen. Von Zeit zu Zeit wispern sie miteinander. Dann kommt in die weiten verschreckten Augen Metas



Winter. Nach dem Gemälde von Ernst Lind, Bern. (Phot. G. Lind, Winterthur.)



Herbst an der Aare. Nach dem Gemälde von Ernst Lind, Bern. (Phot. G. Lind, Winterthur.)

ein zornig Funkeln, sie ballt die Händchen zur Faust und stößt gequält hervor: „Das sollt ihr nicht sagen, das dürft ihr nicht sagen! Es ist nicht wahr, sag' ich euch. Es ist ja meine Mama!“

„Aber sie ist doch davongelaufen!“ beharrt fast triumphierend das blonde Mariechen. „Du kannst dich darauf verlassen; unser Nikchen hat's mir noch vorhin in der Küche gesagt.“

„Pah, euer Nikchen!“ sagt Meta geringschätzig. „Schweig!“

Da stürmen die Kinder hinaus. Draußen ist Sonnenglanz und Blütenduft, und die Spazierer lärmten froh und froh in der Luft, und die Kinder spielen mit Marmeln und jauchzen und singen und schreien um die Wette mit den lärmenden Spazierern.

Es ist weit schöner, draußen zu sein! Es ist weit angenehmer, Metas junge unbehagliche Augen nicht zu sehen!

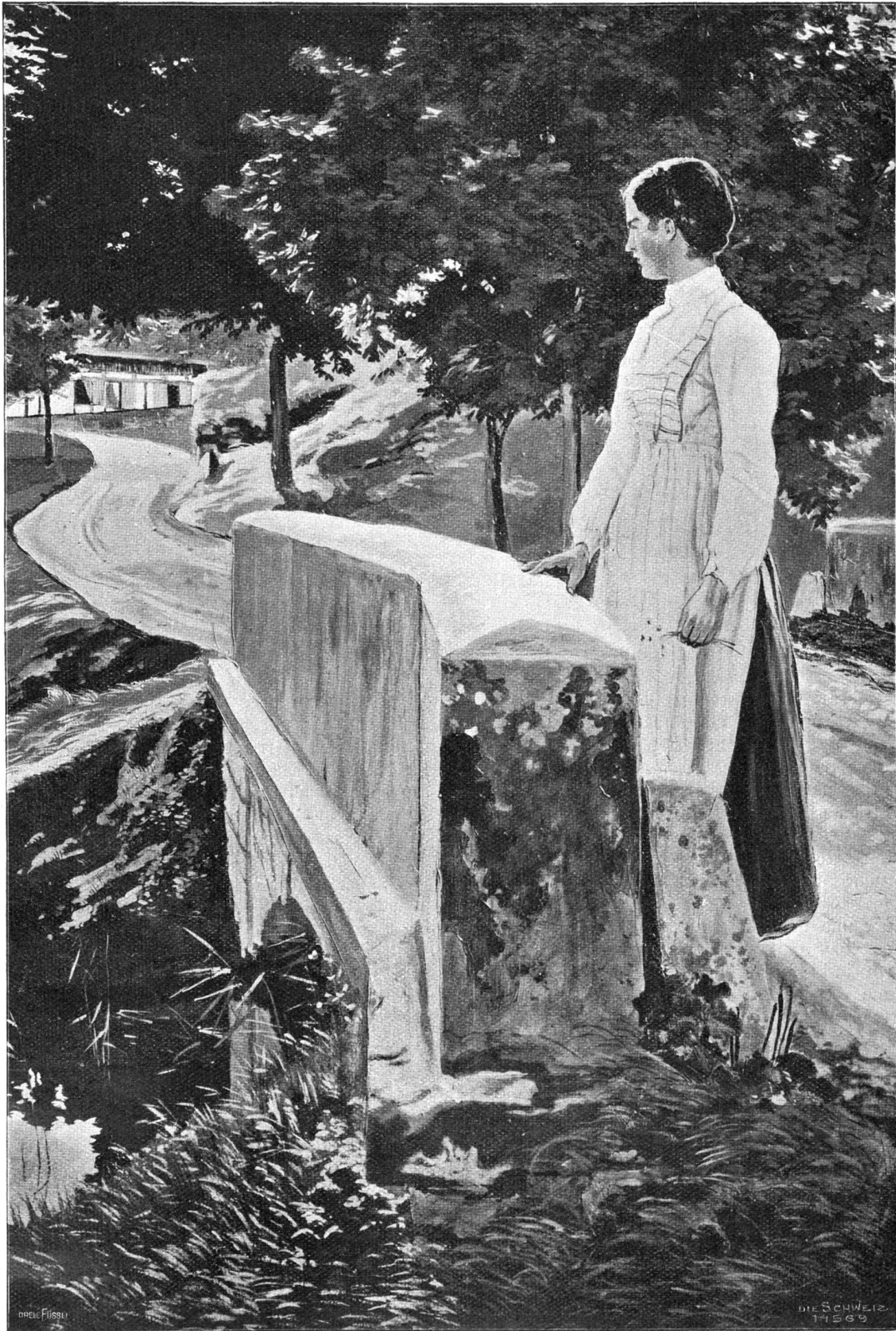
„Du, wie die auf einmal gucken kann,“ hat Fritz beim Hinausgehen gesagt, „so blitzig, da wird einem ja ganz bange! Man kann doch wieder kommen, wenn man auch mal davonläuft! Das soll auch was!“

Drinnen aber liegt das kleine Mädchen und lauscht. „Der arme Mann,“ sagt jetzt leise schluchzend Tante Malchen, „und er hat sie so lieb gehabt!“ Dann führt sie ihr Taschentuch an die Augen. Eine kleine Zeit bleibt es still in dem Raum.

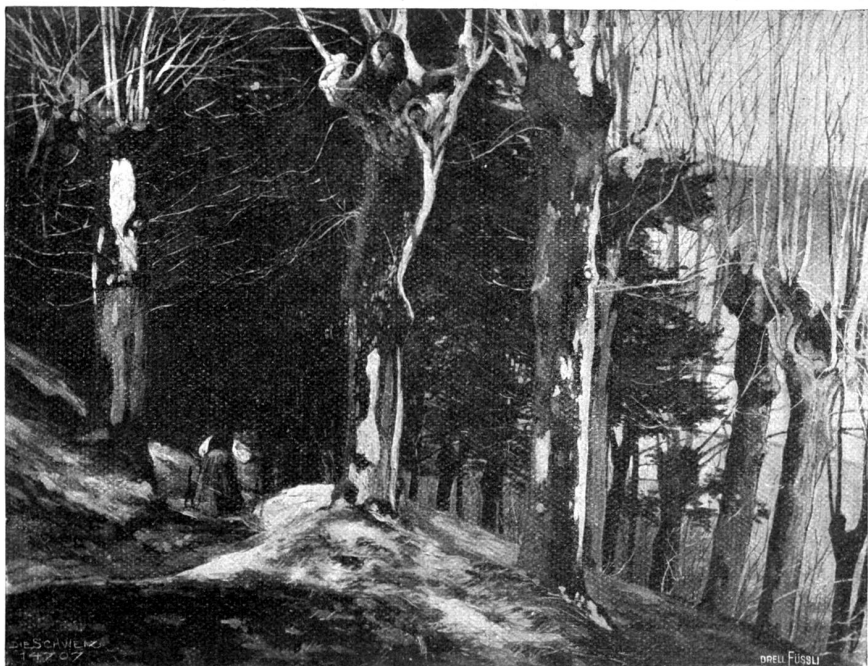
Meta nickt trübe vor sich hin. Das weiß sie auch; aber wenn der Papa ihre schöne Mama hat küssen wollen, so hat die oft hastig gesagt: „Nein, laß mich!“

Dann hat der dicke gute Papa traurig geblickt . . . und die schöne, schlanke Mama müde, unfröhlich.

Das ist immer so gewesen, auch nachdem der kleine Nubi gekommen.



**Auf der Brücke.** Nach dem Gemälde von Ernst Lindt, Bern (Phot. G. Wölger, Bern).



Hexenwald. Nach dem Gemälde von Ernst Lind, Bern (Phot. Ph. &amp; C. Lind, Zürich).

Der Vater hat der Mutter die feinsten duftigsten Sachen mitgebracht von seinen langen Geschäftsreisen, hat sie zärtlich und stolz vor ihr ausgebreitet: die Mutter lächelte kaum darob.

Und kürzlich, als der Vater spät abends zurückgekehrt und, nachdem er seinen Buben begrüßt und seinem Töchterchen eine Puppe in die Arme drückt, auch seine schönen Gaben voll warmer Freude der Mutter überreicht, hat die mit gepreßter Stimme gesagt: „Deine Freigebigkeit hat etwas Erdrückendes, Karl; laß doch endlich das alles! Wozu mich tiefer und tiefer verpflichten? Deine Güte ist grausam. Der Kauf ist doch lange geregelt!“

Müde und bitter klangen die Worte!

Da ist in die guten Augen des Mannes ein jähes Sprühen gekommen, die sonst so gleichmütige Stimme hat scharf geklungen: „Schäme dich, Hertha!“

Aber bald darauf hat er die feinen weißen Hände der Mutter zwischen seine starken Finger genommen: „Ich hab' dich ja schützen und schirmen wollen, Hertha, so laß doch das Grämen!“

Meta hat das alles in ihrem Bettchen gehört, ihre stürmische, jubelnde Freude an der Puppe ward plötzlich still. Sie hat scheu unter den Wimpern vorgeblinzelt.

Warum zittert die Mama

unter dem Kuß, den ihr der Papa jetzt gibt?

Warum verschlingt sie in bittender Abwehr die Hände?

Meta hat lange nicht einschlafen können.

Aus dem Bette des Vaters klingt bald tiefes und ruhiges Atmen.

Aus dem Bette der Mutter aber ein leise geflüstertes, ein betendes, schluchzendes, flehendes: „O Gott, mein Gott!“

Und durch die stille Nacht bläst ein Posthorn, mählich in der Ferne verhallend: „Denkst du daran?“ — —

Der Papa ist alsbald auf die lange Winterreise gegangen, und beim Scheiden hat er sein Weib umfassen: „Ich habe Robert Hartmann gebeten, dich im Gefangverein einzuführen, Hertha; da gibst immer allerhand Amüsament im Winter. Das wird dir gut tun, Kind, siehst ein wenig trübselig aus!“

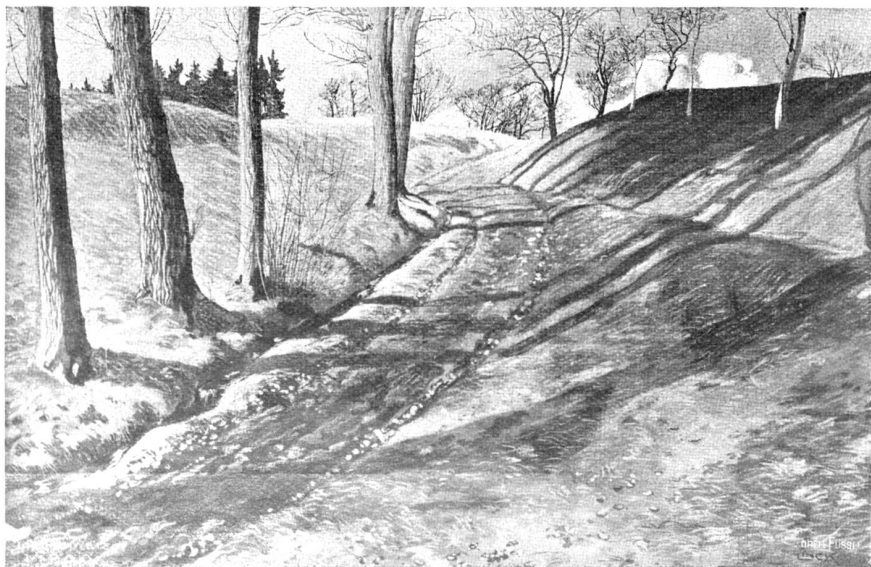
Hertha ist tief erblaßt bei den Worten: „Ich hab' ja die Kinder, Karl, ich brauch' keine Abwechslung; Meta ist so verständig seit letztem Jahr.“

„Es ist mir aber doch lieber, Hertha, du gehst; ich will nicht, daß mir meine Freunde wieder den Vorwurf machen: ‚Deine Frau führt ja das reine Klosterleben!‘“

„Wie du willst,“ hat die Mutter leise gesagt und das seine Haupt gesenkt.

Dann ist Meta einmal, als sie schon für Stunden im Bett lag, durch ein silbriges Lachen vor der Haustür erwacht.

Ist das ihre Mama, die so lacht? Kann sie denn so lachen? So leicht und sorglos und elfenhaft selig?



Schlagschatten. Nach dem Gemälde von Ernst Lind, Bern (Phot. S. Lind, Winterthur).

Dazwischen der tiefe Klang einer Männerstimme: „Königin, das Leben ist doch schön! Weißt du noch, Hertha?“

Das ist Onkel Robert Hartmann; der bringt Mama nach Hause aus dem Gesangsverein.

Meta lauscht staunend auf das leise, silbrige, selige Lachen, auf die träumerische Stimme: „Ja, es ist wieder schön, Robert, und nun, gute Nacht!“

Was für ein strahlend Feuer aus Mamas Augen bricht, als sie bald darauf ins Schlafzimmer tritt!

Ist es der Widerschein der Kerze? Der Widerschein des Mondlichts, das durch das breite spitzenverhangene Fenster flutet?

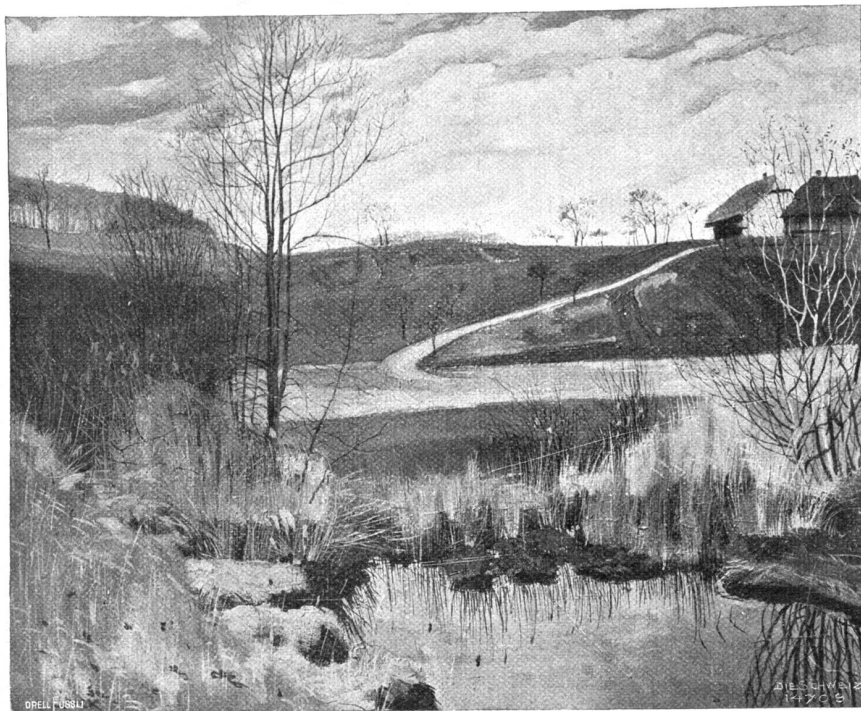
„Mammi!“ flüstert das Kind.

„Mammi!“

Aber die Mama achtet nicht des leisen Kinderrufs.

Sie setzt sich auf die tiefe Fensterbrüstung, löst ihr braunes, reiches Haar, streicht träumerisch über die weichen Wellen und streift dann hastig die Taille nieder, als wäre es ihr zu heiß, zu enge in der Hülle.

Und die wundervollen weißen Arme schimmern im Mondlicht, sie verschlingt die Hände am Hinterkopf, neigt das Haupt zurück, und nun sieht man das süße



Nach dem Regen. Nach dem Gemälde von Ernst Linck, Bern (Phot. Ph. & C. Linck, Zürich).

Lächeln, das um den jungen leichtgeöffneten Mund träumt, wie Morgentau und Sonnenschein auf Frühlingsblumen!

So wunderschön ist die Mama! Wie die Mondscheinfee im Märchenbuch!

Meta schaut mit weiten sehnenenden Augen die Mutter an und ist wie unter einem

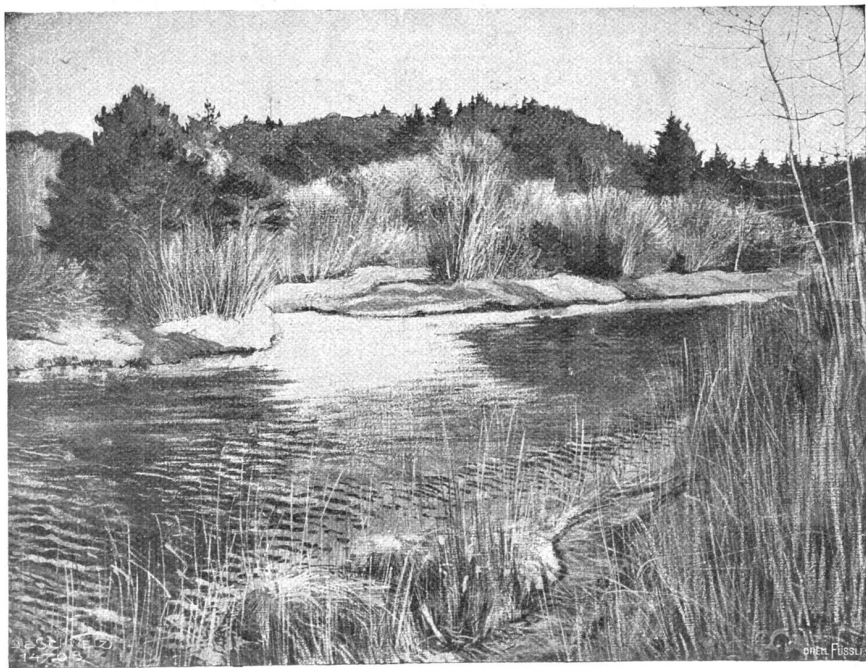
Zauberbann und wagt nicht, sich zu rühren, wagt nicht, den schüchternen Ruf zu wiederholen.

Aber sie muß unverwandt das süße Märchenbild beschauen.

Da schwindet langsam das Leuchten aus den herrlichen Frauenaugen. Die Lippen pressen sich aufeinander; der schöne Kopf sinkt matt nach vorn; laß liegen die schmalen Hände im Schoß. Ein schwerer Seufzer hebt die Brust.

Und plötzlich reißt's die schlanken Glieder empor; sie fliegt hin zu dem Bettchen, in dem der kleine Rudi schläft... sinkt mit dumpfem Laut in die Knie.

Und wieder dies gequälte, flehende, betende, schluchzende: „O Gott, mein Gott! Wer schlägt mich denn in meiner Qual, wenn nicht du, wenn nicht diese?“



Am Weiher. Nach dem Gemälde von Ernst Linck, Bern (Phot. Ph. & C. Linck, Zürich).

Zuckt da nicht der Körper der Mutter in harter Not?

Meta beugt sich vor.

„Mammi, so wein' doch nicht!“

Das Kind ist hingehuscht zu der Mutter, schmiegt das heiße Gesichtchen an die tränennasse Wange, drängt das warme zitternde Körperchen an die knieende, ringende Frau: „Ach Mammi, wir haben dich ja so lieb, so schrecklich lieb, ich und der Rudibruder!“

„Mammi, so wein' doch nicht!“

„Weiß das Kind?“ fragt jetzt Tante Mariens schwankende, kaum verständliche Stimme.

Aber obgleich sie leise und mühsam spricht, so entgeht dem aufhorchenden Kinde doch kein Wort; es lauscht von neuem aus seinem traurig schmerzlichen Rückerrinnern hinein in die bange, schwer zu begreifende Gegenwart.

„Nein, Marie, das erfährt's auch sowieso noch früh genug; Karl wird's ihm wohl am Abend sagen. Der Mann ist wie von Sinnen vor Leid. Er ist ja wie ein Junge verliebt in die Frau gewesen und hat das arme Ding, das keinen Heller und nur seines Vaters verschändeten Namen mit in die Aussteuer bekam, behandelt wie eine Königin. . . . Und mit dem verschändeten Namen hat sie vom Vater das Durchtriebene und Schamlose als Erbstück bekommen! Die Meze, die!“

Tante Malchens harte Stimme wird schrill, und Meta zuckt zusammen. Sie fühlt erbebend in heißerglühender Scham, daß da etwas Böses, Furchterliches über ihre Mutter gesagt wird, und kann doch nur in dem dunkeln Wogen der Sinne das eine denken: „Sagt denn Tante Marie nichts? Es ist doch meine Mama!“

„Sei nicht hart!“ entgegnet Tante Marie jetzt. „Was wissen wir von dem, was sie gelitten?“

„Gelitten?“ höhnt Tante Malchen. „Hat sich was; Gelitten!“ Hat einen guten Mann und zwei liebe, gesunde Kinder, ich bitte dich, Marie, was will denn die zu leiden haben? Aber natürlich, so ausgelesene Ware schmückt das sündhafte Treiben mit hochtrabenden Lebensarten! Hat sie nicht die Stirn und schreibt ihrem guten Mann in dem verruchten Brief von Ringen und Kä-

pfen und daß sie wisse, ihr Glück um schweren Preis zu erkaufen? Prügel, sag ich dir, Marie, sollte man ihr geben, die Knute, die siebenschwänzige, sollte man sie fühlen lassen, auf daß ihr die schlimmen, schamlosen Mucken und ehebrecherischen Gelüste vergehen! Hab' ich ihr nicht oft genug meine Meinung über Ehezucht gesagt, dem jungen fahrigem Ding mit den abwesenden Augen? Hab' ich ihr nicht Tag für Tag gepredigt, daß sie Karl dankbar zu sein hat für alles, was er ihr antut? Spricht da von Glückerkaufen! Läßt sich verschühren und läuft davon mit dem Freund ihres Mannes!“

Tante Malchen ringt nach Luft.

„Du mußt sie nicht so hart verurteilen,“ entgegnet Tante Mariens matte traurige Stimme. „Glaube mir, sie ist dennoch eine ehrliche Natur; ihr stolzes, liebesfähiges Herz muß schrecklich gerungen haben in diesem furchtbaren Zwiespalt! . . . Ich will dir den Brief lesen, den sie mir geschrieben. Auch du wirst Erbarmen fühlen.“

Meta hört das Knistern von Papier; all ihre Sinne lauschen; sie wagt kaum zu atmen.

„Du bist immer gut zu mir gewesen, Marie, zu aller Zeit und bei allen Gelegenheiten; es sind ihrer viele. . . . Ich weiß nicht, ob du auch diesmal gut zu mir sein wirst! . . . Sieh, ich kann nicht mehr! Ich gebe alles preis. . . . Ich werde verurteilt und zertreten werden. . . . Ach, warum hat man mich nicht verurteilt und zertreten, als ich mir gegen Armut und einen besudelten Namen Wohlleben und einen geachteten Namen eingekauft und mich selber schändete verkaufte! Warum nicht da? Als ich an mir unehrlich bin geworden, an mir und einem andern, der arm war und fern. . . . Warum ward ich zum Kauf gezwungen? Hab' ich in meinem ‚Wohlleben‘ weniger gedurft und gehungert? Eher mehr! Warum ward meine junge Kraft so saftlos und so matt gemacht? Warum hüllte man mich so grausam gütig ein in das äußerlich weiche Gewand, das doch die tausend ungewünschten, unverdienten Guttaten nach innen hären machten, sodaß ich mir die Seele wund und müde gerieben! . . . Bis meines Herzens stolze Eigenforderung mir auch die Seele wieder stark gemacht! . . . Ich gehe und löse den Schein auf Erdenglück ein, den mein Herz mir vorgewiesen. Ich will vor mir selber wieder ehrlich werden! Denn diese Liebe, diese alte schwerbekämpfte, nie erstickte Liebe ist stärker als alles, was ich sonst empfinde. Stärker selbst als die Liebe zu meinen kleinen Kindern, um bereitwillen mir zu Zeiten doch die Forderung des Herzens hart und unnatürlich und unausführbar geschehen. . . . Sei gut zu ihnen, Marie! Zu meinen Kindern, die ich nicht wiedersehen soll. . . .“

Frau Marie stockt, als sie zu diesem Satz kommt, und schluchzt auf: „Die armen Kinder!“

Und das kleine Mädchen da draußen hört alles und müht sich, das grausam Schreckliche zu verstehen:

„Die ich nicht wiedersehen soll!“

Das ist für Meta der ganze Brief, der eine kleine, klare, entsetzliche Satz. Was versteht das Kind vom Uebrigen? Es fühlt







**Pifferari vor der Madonna.**

Nach dem Gemälde von Leopold Robert (1794—1835)  
im Kunstmuseum zu Vevey.

wohl dunkel die Qual, die diese Worte diktiert; aber es will ja nicht länger die Dunkelheit, es will die Klarheit und hat die ganze Zeit gewünscht, sie so oder so von der Mutter selber zu erhalten.

„Die Mama muß es mir sagen, sonst glaub' ich es nicht!“

So hat Mariechen also recht mit ihrer rauhen Deutlichkeit: „Die Mama ist davongelaufen!“

Und Tante Malchen hat auch recht. Hat sie und den kleinen Rudi allein gelassen! Und wird nicht wieder kommen, heute nicht und morgen nicht und in Monaten und in Jahren nicht. Nie mehr! So weit man auch hinausdenkt.

Und Meta und der kleine Rudi können lange die Arme strecken voll Sehnsucht, und wenn sie einen Kummer haben, so ist da keine Mutter, die tröstet, und wenn sie krank sind, so ist da keine Mutter, die sie pflegt.

Es geht ein Zittern durch den Körper des Kindes; es möchte weinen und kann nicht. Es dreht den Kopf mit Anstrengung nach rechts, nach links, verwirrt, suchend, sehnsüchtig.

Dann erhebt es sich langsam und schwerfällig.

Warum noch weiter horchen?

Jetzt, da es das eine Schreckliche weiß.

Die Bewegungen des Kindes haben etwas unsäglich Hilfloses, Mattes. Die Glieder schmerzen vom langen steifen Liegen.

So schiebt Meta mühsam ihre kleine Gestalt bis zur Tür, schleicht scheuen, bangen Blickes hinaus, in tödlicher Angst, gehört zu werden. Sie zittert, wenn sie daran denkt, daß Tante Malchen ihr mit der dicken Hand über die Haare streicheln, daß ihre harte Stimme sie Herzchen und Liebchen nennen könnte.

Aufatmend klinkt Meta die Haustür hinter sich zu.

Und plötzlich faßt sie ein unbezwinglich Verlangen nach dem kleinen Rudi, heftiger, machtvoller als je zuvor. Der soll ihr mit den kräftigen Häufchen die Haare zausen, zu dem will sie all die stumme, wilde Muttersehnsucht tragen, all das wirre, verzweifelnbe Fragen ob des schmerzhaft Unfaßlichen, zu ihm auch die grausam einfache, entseßliche Gewißheit!

In roter lobender Glut steht der Abendhimmel.

Kinder spielen ums Haus und singen voll jauchzender Lust die alte, schwermütige Weise:

„Und es liebten sich zwei Liebchen in Mailand,  
Und die hatten einander so lieb, lieb, lieb,  
Und die hatten einander so lieb . . .“

Meta nickt traurig und altklug vor sich hin: „Und dann lassen sie ihre kleinen Kinder zurück und kommen nie, sie wiederzusehen!“

„Mammi, Mammi!“

Das Kind, dem der leise weiche Ruf über die Rippen weht, drängt scheu sich dicht an den Häusern vorbei, so, als müsse es sich verbergen, und blickt befangen in heißem Erröten nieder, wenn jemand vorübergeht.

„Das wissen natürlich jetzt alle!“ murmelt das kleine Mädchen mit zitternder Stimme. „Es ist schrecklich, wenn einem die Mama davonläuft . . . Das sollten Mütter nicht!“

Dann kommt das Kind nach Hause. Trotz seinem wilden, drängenden Verlangen nach dem kleinen Bruder zögert es einen Augenblick bang auf der Schwelle. Ihm ist auf einmal, als sei etwas Entseßliches mit dem schönen lieben Hause passiert, das so reich und wohnlich im flammenden Sonnenstinken des Frühlingabends liegt.

Müde tritt das Kind ein und hastet dann doch mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf, stürzt in das Zimmer, in dem der kleine Rudi in seinem feinen Bettchen kräht und strampelt und sich in drolliger Emsigkeit bemüht, die rostigen Zehchen in das rote suchende Mäulchen zu bringen. Wirft sich nieder vor dem Bettchen und schluchzt in tiefer, trostloser, die kleine Brust schier zersprengender Erschütterung: „Rudi, sie ist davongelaufen!“

Der kleine Junge stutzt erschrocken, läßt das runde stramme Beinchen sinken, macht dumme, große Augen, und als der Schwester wehes Schluchzen nicht stille wird, beginnt auch das Brüderchen zu weinen. Und von neuem beb't's in furchtbarer Klage über des Kindes Lippen: „Sie ist davongelaufen, Rudi, die Mutter, unsere Mutter ist davongelaufen!“

## Bücher

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Die Poesie vom Ausgang des Mittelalters bis auf die Klassiker kommt für uns nicht in Betracht. Dagegen fällt in diesen Zeitraum das klassische Zeitalter der Engländer und Franzosen. Von den Engländern genügt es Shakespeare zu kennen: in der Schlegel-Tieck'schen besitzen wir die beste Uebersetzung, die es gibt. Von den Franzosen sollte man mindestens je ein Stück von Corneille, Racine, Molière in der Ursprache gelesen haben. Bei den Klassikern halten wir uns nicht lange auf; es ist selbstverständlich, daß in eine Hausbibliothek Lessing, Goethe, Schiller gehören. Von diesem Dreigestirn sind Gesamtausgaben und ausgewählte Werke für alle Ansprüche zu haben; wir raten, sich möglichst von jedem die Gesamtausgabe seiner Werke anzuschaffen.

Das Gleiche gilt auch von Heine. Umland sollte man seiner Prosaerke halber ebenfalls vollständig besitzen. Goethe insbesondere, den *Allesumfassenden*, möchte ich in jeder Hausbibliothek mit seinen sämtlichen Werken vertreten sehen; denn nur durch das Studium seiner gesamten Werke lernen wir einen Schriftsteller ganz kennen. Goethe muß auch bei uns in der Schweiz mehr als bis anhin den Grundstein für unsere

Geistesbildung abgeben. Keinem Goethefreund sollte H. Siegfrieds Privat-Brevier Goethescher Aussprüche fehlen.

Das neunzehnte Jahrhundert hat uns Deutschschweizern vier Dichter geschenkt, deren Ruf weit über die Grenzen ihrer engern Heimat hinausgedrungen ist und die wir daher mit Zug und Recht in den Mittelpunkt der für uns in Betracht kommenden neuern deutschen Literatur stellen dürfen: es sind Gottfried Keller, Heinrich Leuthold, Jeremias Gotthelf und C. F. Meyer. Keller, Gotthelf und Meyer sind so allgemein anerkannt, daß ihre Werke eines besondern empfehlenden Hinweises kaum bedürfen. Nicht dasselbe läßt sich von Leuthold sagen: Leuthold wird vielfach ungerecht beurteilt. Rammacher, die auf gute bürgerliche Gesinnung halten, mögen vielleicht sagen: Wir haben manchen bessern Mann! Allein wir meinen, vor dem Genius des Dichters sollten die Nörgeleien, die an seinem äußern Leben geübt werden, verstummen. Leuthold hat sein ganzes Leben hindurch schwer zu kämpfen gehabt und hat ein trauriges Ende gefunden; dagegen seine Gedichte gehören zum Schönsten, was je in deutscher Sprache gedichtet worden, und wir halten dafür, daß man ihn als Lyriker mit mindestens